# Grenzen der Lesbarkeit

Autor(en): **Söring, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin CILA : organe de la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée**

Band (Jahr): **- (1986)**

Heft 43: **Lehrmittel Deutsch : Neues über Lehrmaterialien Deutsch als Fremdsprache - und wie man damit umgeht**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-977948

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Grenzen der Lesbarkeit

## Über die Kunst des Versagens

*Beda Allemann zum 60. Geburtstag*

Nachdem Hans BLUMENBERG im Jahre 1981 noch einmal *Die Lesbarkeit der Welt* statuiert und in der wandlungsreichen Verwendung der Buchmetaphorik deren Universalität (bis hin zur Entschlüsselung des genetischen Codes) aufgewiesen hat[1], ist die Hoffnung belebt worden, als lasse sich alles entziffern und verstehen, wenn man nur «richtig zu lesen» wisse. Die darin sich artikulierende Zuversicht wurde und wird im Rahmen der Literaturwissenschaft durch die Ende der 60er Jahre proklamierte, jedoch in ihrem Kern auf die Frühromantik zurückgehende[2] rezeptionsästhetische Forschungsrichtung genährt, die sich ganz dem «Leser als Instanz» verschrieben hat. Ich nenne hier nur die Namen von Hans Robert JAUSS, Harald WEINRICH und Wolfgang ISER als Promoters und Exponenten einer Konjunktur, die, wie es scheint, durchaus noch nicht abgeklungen ist[3]. Seither ist der für das Zustandekommen des Dreiecks von Autor, Werk und Publikum konstitutive «Akt des Lesens» Gegenstand besonderer theoretischer Zuwendung und berechtigtes Thema vielfältiger Untersuchungen gewesen, wobei sich der Bogen von der empirischen Literatursoziologie[4] über poetologische Reflexionen[5] bis hin zur *Enzyklopädie der Literaturwissenschaft* spannt, die ihre Gliederung «aus einer Analyse des Lesens» gewinnt[6].

1 Vgl. H. BLUMENBERG: Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt/M. 1981; vor ihm schon E. R. Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern u. München [8]1973, Kap. 16: Das Buch als Symbol, S. 306–352 sowie E. ROTHAKER/W. PERPEET: Das «Buch der Natur». Materialien und Grundsätzliches zur Metapherngeschichte, 1979.

2 Vgl. J. SÖRING: Zur poetischen Erfahrung von Geschichtlichkeit, in: Probleme der Literaturgeschichtsschreibung, hg. v. W. HAUBRICHS (= LiLi Beiheft 10), Göttingen 1979, S. 31–64; bes. S. 36ff.

3 H. R. JAUSS: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft (1967), in: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt/M. 1970; ders.: Der Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur, in: POETICA 7, 1975, S. 325–344; H. WEINRICH: Für eine Literaturgeschichte des Lesers (1967), in: Methoden der deutschen Literaturwissenschaft, hg. v. V. ŽMEGAČ, Frankfurt/M. 1971, S. 325–339; W. ISER: Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett, München 1972; ders.: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung, München 1976.

4 Vgl. N GROEBEN: Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Paradigma – durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen, Kronberg/Ts. 1977.

5 P. BICHSEL: Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt u. Neuwied 1982.

6 K. WEIMAR: Enzyklopädie der Literaturwissenschaft, München 1980; hier: S. 26ff.

Was in solchen Bemühungen freilich unbefragt bleibt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der man die Möglichkeit von so etwas wie Lesen und Lesbarkeit und – ineins damit – auch die Verstehbarkeit des Gelesenen ohne weiteres zugestanden sein läßt: eine Unterstellung, die allerdings einer Grundbedingung jeder Schriftkultur Rechnung trägt und daher sogar die Etymologie auf ihrer Seite hat. Denn was heißt «lesen» zunächst und zuerst? Wenn wir auf der Suche nach einer vorläufigen Antwort TACITUS und nicht Ludwig Wittgenstein konsultieren, der «zum Lesen (...) nicht das Verstehen des Sinns des Gelesenen» rechnet, sondern darunter – ganz mechanisch – «die Tätigkeit» begreift, «Geschriebenes oder Gedrucktes in Laute umzusetzen»[7], dann geraten wir auf eine erfolgversprechende Spur. In Kapitel 10 seiner *Germania* berichtet Tacitus über «Vorzeichen und Losorakel» bei den Germanen: «Sie schneiden von einem fruchttragenden Baum einen Zweig ab und zerteilen ihn in kleine Stücke», wofür sich offenbar – in Parenthese sei es bemerkt – das Buchenholz besonders geeignet hat, weshalb wir bis heute von «Buchstaben» sprechen; diese kleinen Buchenstäbe «machen sie durch Zeichen (d.i. Runen) kenntlich und streuen sie planlos und wie es der Zufall will auf ein weißes Laken. Dann (hebt) der Stammespriester (...) nacheinander drei Zweigstücke auf und deutet sie (interpretatur) nach den vorher eingeritzten Zeichen»[8].

Diese Sätze beschreiben nichts anderes als den Vorgang des Lesens in seinem ursprünglichen Zusammenhang. Er artikuliert sich in den drei Momenten des Auswählens, Sammelns und Deutens. Lesen wäre das auswählend sammelnde Aufheben und Entschlüsseln ausgestreuter Schriftzeichen durch besonders dazu Berufene, also Lese-Kundige, die bisweilen mit Eifersucht und oft genug bloß zur Erhaltung ihres Machtinteresses über ihr Privileg wachen. Denn dem Schriftgelehrten als dem interpres kommt es zu, das in den Zeichen verborgene Wissen: ihren Sinn, den Lese-Unkundigen auslegend zu vermitteln, indem er «die Runen enträtselt», das aber heißt: das Fremde in eine vertrautere Form der Verständlichkeit übersetzt und damit erklärt. Das englische «read» hat bis heute diesen «interpretierenden» Zug des Lesens bewahrt, insofern es «das Erraten der Runenzeichen» als seine ursprüngliche Bedeutung durchschimmern läßt[9]. Was aber «erraten» werden muß, erschließt sich uns leichter über die Etymologie von griech. λέγειν (lat. legere), mit dem das deutsche Wort «lesen» bekanntlich wurzel-

7 Vgl. L. WITTGENSTEIN: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M. 1971, S. 99 (= 156.).

8 Vgl. TACITUS: Germania, bearb. v. F. ECKSTEIN, Bamberg 1953, S. 17; sowie dass., Übers., Erl. u. Nachwort v. M. FUHRMANN, Stuttgart 1971, S. 9.

9 Vgl. F. KLUGE: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. v. W. MITZKA, Berlin [20]1967, S. 436f. (lesen) sowie s. 106f. (Buch und Buchstabe).

verwandt ist. Es ist der Logos: der den willkürlichen Zeichen eingeschriebene Bedeutungs- und Sinngehalt, den es im Auflesen zu erwecken, zu vernehmen und zu verstehen gilt.

Diese Feststellung stößt uns auf einen zentralen Sachverhalt, den man in Anlehnung an Jacques Derrida oder Gilles Deleuze die «logozentrische Prämisse» des Lesevorgangs nennen könnte[10]. Überall und immer dann, wo und wenn gelesen wird, ist je schon vorausgesetzt, daß es etwas zu entziffern und zu verstehen gebe. Jeder noch so undurchsichtigen schriftlich fixierten sprachlichen Verlautbarung wohnt von seiten des Lesers die Erwartung inne, daß sie – bei entsprechender Anstrengung – ihr Geheimnis preisgibt. Die Hypothese der Bedeutungshaltigkeit alles schriftlich Fixierten, d.h. seine prinzipielle Lesbarkeit, ist aber nur ein Reflex der vielfach bezeugten Überzeugung, daß unsere Welt im ganzen vom Logos getragen und durchwaltet werde. Das Wort, der Logos, hat nicht nur die Schöpfung hervorgerufen, sondern ist auch in dem Sinne für uns «Fleisch geworden», daß wir in allem Seienden den verborgenen Logos lesend auffinden zu können meinen. So hat sich z.B. Novalis im *Allgemeinen Brouillon* der Jahre 1798/99, seiner Materialsammlung für eine «Enzyklopädistik», vermerkt, daß «überall (...) eine grammatische Mystik (...) zum Grunde (liege) – die sehr leicht das erste Erstaunen über *Sprache* und *Schrift* erregen konnte.» – «Der Mensch spricht nicht allein – auch das Universum *spricht* – alles spricht – unendliche Sprachen», die an den «Signaturen» der Dinge[11]: den signaturis rerum, wie es bei Jakob Böhme unter Anspielung auf Paracelsus heißt[12], vernehmlich abgelesen werden können. Entsprechend kann zu Beginn der *Lehrlinge zu Saïs* von jenen «wunderlichen Figuren» die Rede sein,

> die zu jener großen Chiffernschrift zu gehören scheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Krystallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Äußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspänen um den Magnet her, und sonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben;

d.h. jene mystische Grammatik, in der sich der Logos des Weltalls artikuliert; ein Logos jedenfalls, der sich dechiffrieren läßt, wenn man nur, wie

10 Vgl. J. Derrida: Die Schrift und die Differenz, Frankfurt/M. 1976; G. Deleuze: Proust und die Zeichen, Frankfurt /M., Berlin, Wien 1978.

11 Vgl. Novalis: Schriften, hg. v. R. Samuel in Zusammenarbeit mit H.-J. Mähl u. G. Schulz, 3. Bd., Stuttgart 1968, S. 267f. (138. u. 143.).

12 Vgl. G. Wehr: Jakob Böhme in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1971, S. 11.

der «Lehrer» in Hardenbergs Prosafragment «die Züge zu versammeln (versteht), die überall zerstreut sind. Ein eignes Licht entzündet sich in seinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unsern Augen späht, ob auch in uns aufgegangen ist das Gestirn, das die Figur sichtbar und verständlich macht»[13]. Unsere Frage wird sein, ob die hier unterstellte «prästabilierte Harmonie» von Schrift, Lesen und Verstehen seither nicht empfindlich gestört, ob also jener «Accord aus des Weltalls Symphonie», um mit Novalis zu sprechen[14], nicht in den Mißklang mißverstehender Diskordanz übergegangen ist.

Davon jedoch und vorerst abgesehen hat die Analyse des Lesevorgangs an seinem anfänglichen Ort einen Zusammenhang aufgewiesen, der das Lesen als Thema, insbesondere die aus ihm sich herleitende Frage nach der Lesbarkeit wie deren Grenzen, von vornherein in einen hermeneutischen Horizont rückt. Daß ἑρμηνεύειν das griechische Äquivalent von lat. interpretari, der ἑρμηνεύς mithin jener Dolmetsch ist, der «einen Sinnzusammenhang aus einer anderen 'Welt'», der Welt des göttlichen Wissens, «in sterbliche Sprache und Verständlichkeit» überträgt[15], sei hier nur am Rande vermerkt. Seinem wesentlichen Begriff nach erschöpft sich Lesen deshalb nicht im mühsamen Buchstabieren und Entziffern von Schriftzeichen, sondern ist – unabhängig vom jeweiligen Lese-Subjekt – sei es der einfache Leser, der Stammespriester oder der Götterbote Hermes selber – eine Methode auslegender Sinn-Vermittlung und verstehender Sinn-Aneignung, wobei ich die erschwerende Frage, was wir uns zuletzt wirklich aneignen: das Andere und ganz Unbekannte oder doch nur das Andere unserer selbst und daher längst Bekannte, lieber auf sich beruhen lassen möchte, da uns eine Erörterung der Anamnesislehre zu weit vom Ausgangspunkt abführen würde. Immerhin hatte schon Schiller die kantische Restriktionsthese auf den Akt des Lesens angewendet und Goethes beschwingtes Geständnis an Charlotte von Stein: «Wie lesbar mir das Buch der Natur wird kann ich dir nicht ausdrücken, mein langes Buchstabieren hat mir geholfen»[16], mit dem folgenden, die Grenzen des «menschlichen Wissens» markierenden Epigramm deutlich in Zweifel gezogen:

13 Vgl. NOVALIS: Schriften, hg. v. P. KLUCKHOHN u. R. SAMUEL unter Mitarbeit v. H. RITTER u. G. SCHULZ, rev. v. R. Samuel, 1. Bd., Stuttgart 1977, S. 79.

14 Ebd.

15 Vgl. Artikel «Hermeneutik», in: HWP 3, Sp. 1061ff.

16 GOETHE an Charlotte von Stein, 15. Juni 1786 (= Werke, hg. v. E. BEUTLER, XVIII, S. 931).

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur[17]

Was wir diesem Einwand entnehmen müssen, ist doch wohl dies, daß die hypothetische Sinnbestimmtheit oder Bedeutungshaltigkeit des Seienden im ganzen wie der Schriftzeichen im besonderen deren mögliche Entzifferung als Sinn-Aneignung durch Sinn-Verleihung vorzeichnet. Denn: Verstehen als die spezifische Erkenntnisabsicht gegenüber solchen Schriftzeichen hat diese – im Interesse ihrer Auslegung – immer schon als Sinngebilde entworfen, d.h. ihnen vorgängig intentionalen Sinn verliehen. Die «objektive Verbindlichkeit» eines solchen Sinn-Entwurfs braucht deshalb gleichwohl nicht in Frage zu stehen. Zumindest dann nicht, wenn man, wie Novalis oder Hegel, in allem, also auch im Lesenden, den gleichen Logos am Werke sieht. Die kurze Wechselrede Heinrichs von Ofterdingen mit dem Arzt Sylvester aus dem zweiten, Fragment gebliebenen Teil des Roman-Projekts von Novalis mag dafür als Beleg einstehen:

«Also wäre der Sinn ein Antheil an der neuen durch ihn eröffneten Welt selbst? Man verstünde die Sache nur, wenn man sie hätte?»
«Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größern Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne sind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmälich zu allen Welten.»[18]

So oder so bleibt das Lesen jedoch ein Verfahren, das man einüben und repetieren muß, um es beherrschen zu können. Daran hat auch Nietzsche in der Vorrede seiner «Streitschrift» *Zur Genealogie der Moral* keinen Zweifel gelassen, wenn er im Blick auf die «Schwierigkeit» der «aphoristischen Form» seines Denkens schreibt:

Ein Aphorismus (...) ist damit, daß er abgelesen ist, noch nicht «entziffert»; vielmehr hat nun erst dessen *Auslegung* zu beginnen, zu der es einer Kunst der Auslegung bedarf. Ich habe in der dritten Abhandlung dieses Buchs ein Muster von dem dargeboten, was ich in einem solchen Falle «Auslegung» nenne – dieser Abhandlung ist ein Aphorismus vorangestellt, sie selbst ist dessen Kommentar. Freilich tut, um dergestalt das Lesen als *Kunst* zu üben, eins vor allem not, was heutzutage gerade am besten verlernt worden ist – und darum hat es noch Zeit bis zur «Lesbarkeit» meiner Schriften –, zu dem man beinahe Kuh und jedenfalls *nicht* «moderner Mensch» sein muß: *das Wiederkäuen*...:[19]

17 Vgl. SCHILLER: Sämtliche Werke, hg. v. G. FRICKE u. H.G. GÖPFERT, Bd. I, S. 245f.
18 (Anm. 13), S. 331.
19 Vgl. F. NIETZSCHE: Werke, hg. v. K. SCHLECHTA, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1976, Bd. II, S. 770. Stellennachweise künftig mit Band- und Seitenzahl dieser Ausgabe im laufenden Text.

das Wiederkäuen und wiederholte Lesen also, und wenn nicht das wiederholte, so doch das «lento» Lesen als das Geheimnis jener «unvergleichlichen Kunst» (II 1231), die für Nietzsche als den «Lehrer des langsamen Lesens» (I 1016) zu den «Voraussetzungen (...) einer gelehrten Kultur» (II 1230f.), insbesondere aber der Philologie als jener «ehrwürdigen Kunst» gehört,

> welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, beiseite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht. Gerade damit ist sie aber heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der «Arbeit», will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich «fertig werden» will, auch mit jedem alten und neuen Buche: – sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt *gut* lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken mit offengelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen... (I 1016).

Ein Plädoyer, dem man nicht kräftig genug Nachdruck verleihen kann – angesichts der heute gängigen, mitunter als Notbehelf unumgänglichen Praxis des diagonalen Lesens, das durch entsprechende Schnell-Lesekurse kommerziell gefördert wird.

Diese betrübliche, vom beschleunigten Gang der Zivilisation erzwungene Entwicklung ist aber nur ein Indiz mehr für den statistisch erwiesenen – in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zur steigenden Buchproduktion stehenden – Rückgang der Lesekultur, die einer zunehmenden Visualisierung der Welt auf dem Bildschirm weicht, der zum magischen Quadrat einer Vortäuschung von Realität und damit tendenziell zum Instrument der Manipulation im jeweiligen Herrschaftsinteresse geworden ist. Jede Option für die Literatur und das Lesen im herkömmlichen Sinne ist daher im Angesicht fortschreitender Verkabelung und Vernetzung von ohnmächtiger Resignation nicht frei. Ihm haftet sogar der Ruch des Archaischen an. Wer schöne Literatur liest, d.h. wirklich und nicht aus Zerstreuungssucht oder als Einschlafdroge liest, scheint aus einer Zeit herüberzureichen, deren Gangart von der unserer sich überstürzenden Gegenwart grundverschieden ist. Wer liest und natürlich erst recht: wer schreibt, steht zum präzipitierenden Weltgang gleichsam quer. Lesen, der Umgang mit Literatur ist eine Art von Weigerung, vielleicht sogar von Verweigerung, sich dem Leerlauf des öffentlichen Getriebes bruchlos anzuschmiegen.

Wir müssen uns die Situation des lento Lesenden einmal vor Augen führen, um zu begreifen, wie unzeitgemäß diese Tätigkeit, am Standard der modernen Industriegesellschaft gemessen, ist. Da stürzt sich einer nicht in den Betrieb, welchen auch immer, um zu «funktionieren», sondern da

nimmt sich einer die Freiheit und die Zeit, ein Buch aufzuschlagen und sich durch die aufgehobenen Zeichen in einen Zustand der reflektierten Nähe versetzen zu lassen: in einer Zeit, wo Zeit mehr als jemals Geld ist, ein ungeheurer Luxus, den sich in einer auf Profitmaximierung und Effizienz getrimmten Gesellschaft nur Studenten leisten können oder solche wie ich, die den Wirtschaftskämpfen weitgehend enthoben sind, d.h. im Grunde eine Rentnerexistenz führen[20].

Die universitas der wahrhaft Lesebeflissenen muß von außen wie das Leifossil einer Vergangenheit erscheinen, die vielleicht nur im verklärenden Rückblick und in bestimmten Zirkeln Muße für die Lektüre hatte. Muße, σχολη (lat. schola) ist aber, wie schon Aristoteles zu Beginn seiner *Metaphysik* klar erkannt hat, die Bedingung der Möglichkeit wahrer Wissenschaft und Kultur[21]. Denn Muße ist ja kein Nichtstun, kein dolce far niente, wie die allzeit bequeme Fehlmeinung will, an der sich die üblichen Vorurteile befestigen, sondern sie ist ein Zustand höchster Tätigkeit, wie wiederum Aristoteles, diesmal jedoch in seiner *Politik,* bei der Abwägung von praktischem und theoretischem Leben: von vita activa und vita contemplativa, deutlich gemacht hat[22]. Was wir entsprechend vom lesenden Umgang mit Literatur lernen könnten, ist, Muße zu haben in der Form sinnerfüllender Tätigkeit, die uns gegen die Umtriebe der Freizeitindustrie immunisiert.

Demgegenüber haben wir allen Grund zu der Befürchtung, daß neben der Muße weitere Bedingungen der Möglichkeit wahren Lesens geschwunden, zumindest im Schwinden begriffen sind. Auf die teilnahmsvolle Frage des Philippus an den Kämmerer der Kandace: «Verstehst du auch, was du liesest?»[23] wird man im Blick auf die Beschäftigung nicht nur mit prophetischer Literatur selten noch eine ermutigende Antwort bekommen. Es ist der geschichtliche Augenblick, der dem Lesen nicht hold ist: eine Einsicht, die Veranstaltungen wie dieses Symposion, aber auch manche «Anleitung zum richtigen Lesen» wie jene – von Christiaan Hart Nibbrig betreute – Textcollage unter dem Titel *Warum lesen?* motiviert haben mag[24]. Denn der ernste Hintergrund für dieses «Spielzeug zum Lesen» ist ganz sicher die Sorge um die zunehmende Klimaverschlechterung in puncto Lesen, der – neben anderen – nicht zuletzt Walther Killy mit seiner Aufsatzsammlung *Schreibweisen-Leseweisen* zu wehren versucht[25].

20 Vgl. M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, hg. v. J. Winckelmann, Tübingen ⁵1970.
21 Vgl. Aristoteles: Metaphysik 981b, 20ff.
22 Ders.: Politik 1325b 15ff.
23 Vgl. Apg. 8, 27ff.; dazu M. Rychner: Lesen als Begegnung, in: Arachne. Aufsätze zur Literatur, Zürich 1957, S. 311–332; hier: S. 313.
24 Vgl. Warum lesen? Ein Spielzeug zum Lesen von Christiaan L. Hart Nibbrig, Frankfurt/M. 1983.
25 Vgl. W. Killy: Schreibweisen – Leseweisen, München 1982.

Doch gerade für diese willkommenen Bemühungen, sich dem Verfall der Lesefähigkeit entgegenzustemmen, gilt auch, daß sie eine Antwort auf jene Frage des Apostels nach einem verständigen und verstehenden Lesen grundsätzlich für möglich halten. Die Lesbarkeit wird also nicht angezweifelt, es gebricht nur an der erforderlichen «Kompetenz», die Bücher im Buch der Welt sachgerecht zu entziffern. Das aber heißt: Die im Horizont dieser – meist unreflektierten – Voraussetzung dem Lesen begegnenden Schwierigkeiten lassen sich, so die herrschende Meinung, mit den uns heute zugänglichen Hilfsmitteln beheben. Diese Schwierigkeiten gilt es nunmehr in eine gedrängte Übersicht zu bringen, bevor wir an eine wirklich ernst zu nehmende Grenze der Lesbarkeit stoßen. Worum es mir demnach im folgenden geht, ist der gestufte Aufweis von Erfahrungen des Befremdens, die uns anwandeln mögen bei dem Versuch, die in Lesbares eingravierten Spuren der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu entziffern und zu deuten, bis wir zuletzt mit Fällen radikaler Fremdheit konfrontiert werden, die sich der herkömmlich bewährten Absicht auf Sinn-Aneignung durch Sinn-Verleihung verweigern oder versagen.

Ich beginne mit einem ganz äußerlichen Befund: der Schrift und dem Schrifttyp. Wer je in Griechenland war, ohne Griechisch zu können, im Nahen Osten – sei es in Israel oder einem der arabischen Länder – oder gar in Fernost, wird wissen, wovon ich spreche. In China sind wir alle – mit Ausnahme wahrscheinlich der Sinologen – Analphabeten. Wir bedürfen der Führung, da wir uns lesend nicht zurechtfinden können. Unsicherheit, ein Gefühl von Fremdheit, ist die Folge. Diese Erfahrung, die ich nicht weiter zu vertiefen brauche, zeigt, daß es zunächst die Schriftzeichen sind, die uns einen elementaren Widerstand entgegensetzen, von der Umsetzung der Zeichen in Laute, Silben oder Wörter ganz zu schweigen. Ohne erst in die Ferne schweifen zu müssen, weiß z.B. der leidgeprüfte Hölderlin-Philologe, mit welchen bisweilen unüberwindlichen Schwierigkeiten die Entzifferung und Transkription der späten hymnischen Entwürfe zu rechnen hat. Mancher unter Ihnen mag, gleich mir, vor den eigenen Aufzeichnungen wie vor einer «geheimen Chiffernschrift» gestanden haben, die sich kaum mehr enträtseln läßt. Doch nicht nur Manuskripte ziehen dem Wiederkennen eine – freilich selten ganz undurchlässige – Grenze, was mit dem gewählten Schrifttyp – ich denke dabei an die sog. deutsche Schrift – zusammenhängen kann, sondern auch der Druck errichtet mitunter «Schriftbarrieren», wie ich unlängst in Neuchâtel bei der Präsentation von Fraktur-Texten habe erleben dürfen. Andererseits muß gar eine in so klaren Typen gesetzte Schrift wie die George-Schrift, und zwar nicht nur ihrer konsequenten Kleinschreibung oder eigenwilligen Interpunktion wegen, regelrecht erlernt werden, wenn ein sinngemäßes Vor-Lesen gelingen soll. Welche peinli-

chen und verhängnisvollen Folgen die Unkenntnis der verschiedenen Schrifttypen haben kann, sei an einem eher anekdotischen Beispiel erläutert: Das vorgebliche Fraktur-A auf den gefälschten, mit den Initialen des Betreffenden versehenen «Hitler-Tagebüchern» war in Wirklichkeit ein F, wie jedermann auf dem Cover der unrühmlich in die Pressegeschichte eingegangenen *Stern*-Nummer leicht erkennen konnte. Verhängnisvoll und peinlich sowohl für den Fälscher als auch für die wissenschaftlichen Gutachter, die den Irrtum nicht sofort durchschaut hatten. Hier haben wir gleichsam den «klassischen» Fall für einen Orientierungsverlust durch Schwund der Möglichkeit, das schon fremd Gewordene auf uns noch Vertrautes beziehen zu können. Beziehbarkeit als Koinzidenz von *Über*setzen und Über-*setzen* ist daher eine conditio sine qua non für die Lesbarkeit einer Schrift. Wo jeder Beziehungssinn fehlt, verharren die Zeichen in ihrer erratischen Ferne. Der Stein von Rosette ist deshalb ein Modell der Dechiffrierung geblieben, weil mit Hilfe der griechischen und demotischen Paralleltexte die Entschlüsselung der Hieroglyphen als einer Metapher für Unverständlichkeit überhaupt gelang[26].

Es ist das Verdienst gewisser Dada-Experimente, aber auch bestimmter Methoden der Konkreten Poesie, auf die graphematische (und phonetische) Dimension einer natürlichen Sprache ausdrücklich aufmerksam gemacht zu haben. Freilich erschöpft die Auskunft, daß es sich dabei um eine Thematisierung der sprachlichen Elemente in – zweifelhafter – Analogie zur bildenden Kunst des Jahrhundertanfangs handele, den Sachverhalt nicht ganz. Denn welche Erfahrung machen wir im Umgang mit dem «optophonetischen Gedicht» Raoul Hausmanns, dem Lautgedicht Rudolf Blümners oder den «textbildern» Franz Mons?[27] Sie fungieren zunächst als Beispiele für die Emanzipation der Schriftzeichen bzw. der Lautschicht von jedem semantischen Bezug. Die herkömmliche Sinn-Erwartung wird damit konterkariert. Jede Möglichkeit eines Sinn-Entwurfs der Gebilde im Interesse lesender Sinn-Aneignung scheint zum Scheitern verurteilt. Das Lesen verkümmert zu einem mechanischen Aufsammeln des ausgestreuten oder willkürlich kombinierten Buchstabenmaterials und geht in ein Sehen oder Hören über, das die Grenzen des natürlichen sprachlichen Mediums transzendiert. Von daher liegt es verzweifelt nahe, von visueller Poesie oder von Lautgedichten zu sprechen. Was aber gibt es hier noch zu verstehen?

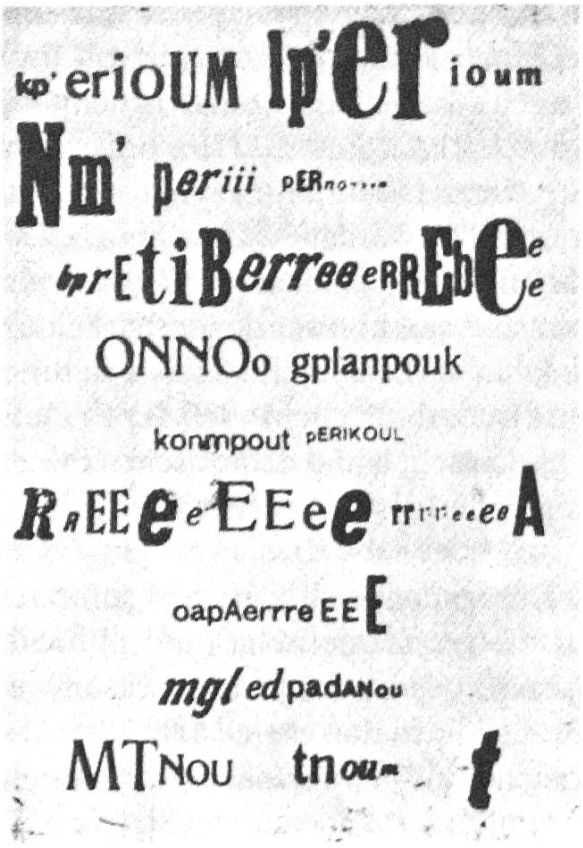
26 Vgl. E. Brunner-Traut u. V. Hell: Ägypten, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1966, S. 144.

27 Vgl. Dada Berlin. Texte, Manifeste, Aktionen. In Zusammenarbeit mit H. Bergius hg. v. K. Riha, Stuttgart 1979, S. 64; Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts, München 1963, S. 186; F. Mon: sehgänge, berlin 1964, S. 29.

RAOUL HAUSMANN

»kp'erioum«

*Optophonetisches Gedicht*




Rudolf Blümner

ANGO LAINA

Oiaí laéla oía ssísialu
ensúdio trésa súdio mischnumi
ja lon stuáz
brorr schjatt
oiázo tsuígulu
ua sésa masuó tülü
ua sésa maschiató toró
oi séngu gádse ándola
oi ándo séngu
séngu ándola
oi séngu
gádse
ina
leíola
kbaó
sagór
kadó

Eine Antwort darauf scheinen die Gebilde von sich aus zu verschweigen. Oder lassen sie sich dennoch zum Sprechen bringen? Immerhin zeigen sie, daß sie das nicht mehr sind, was Gedichte vordem waren oder zu sein vorgaben. Ihr abweichendes So-sein ist, aller spielfreudigen Pose des Nonkonformismus zum Trotz, ein radikaler Widerruf. Insofern wirken sie an der von Dieter Wellershoff beschriebenen *Auflösung des Kunstbegriffs* entschlossen mit[28], in der sich zugleich die Dissoziation des bis dahin in Geltung stehenden Verständigungszusammenhangs manifestiert. Die «prästabilierte Harmonie» von sinnstiftendem Autor, bedeutsamem Werk und sinnaneignendem Leser ist gestört. Das Werk schrumpft zum Symptom dafür, daß das ehemals (vielleicht niemals) Ganze in die Brüche gegangen ist und seine Elemente preisgibt, an denen die Spuren der Verletzung deutlich nachweisbar sind, wenn Sie an die Buchstabentrümmer in Mons «textbild» denken.

28 Vgl. D. WELLERSHOFF: Die Auflösung des Kunstbegriffs, Frankfurt/M. 1976.

Doch beeilen wir uns, auf die nächste Ebene von Widerständen überzugehen, die dem Lesen als einer Spielart aktiver Rezeption zwar hinderlich sein, aber meistens ausgeräumt werden können. Daß auch die Lexik, im weitesten Sinne die semantische Struktur literarischer Texte[29] ebenso wie die grammatisch-syntaktische Struktur oder die Versbehandlung[30] zur Quelle von Mißverständnissen bzw. zum Vorwand weitreichender Reflexionen werden können, muß ich im Drang der Stunde auf sich beruhen lassen, obwohl die Analyse der schon von Marinetti programmatisch geforderten

29 Vgl. K. SCHWITTERS: Porträt Rudolf Blümner, in: Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts, München 1963, S. 184.

30 Vgl. z.B. HÖLDERLINS sog. Vaterländische Gesänge.

«Zerstörung der Syntax»[31] am Beispiel von Jürgen Beckers *Rändern*[32] den soeben erhobenen Befund der Sprengung des Zusammenhangs wie der Aufkündigung des Einvernehmens mit einer «vereinbarten Welt»[33] voll bestätigen würde.

wider all es

heim nun doch und

was hats

noch vom übrigen

war mal am

aufhörenden

Ausfallsatz

gelöscht

wie Leben

schließtaugenzufliegtaufunddavon
gesprochenesdenkmaldrangekommenistnununter
brechungsstückweiseteilbestandteilweise

in Kälte

und Hitze auch bis

endet es

so, wieder

bis

31 Vgl. F. T. Marinetti: Technisches Manifest der futuristischen Literatur 1912.
32 Vgl. J. Becker: Ränder, Frankfurt/M. 1970, bes. S. 56.
33 Vgl. R. M. Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, in: Werke in drei Bänden, Frankfurt/M. 1973, 3. Bd., S. 202.

Statt dessen sei im Vorbeigehen ein Blick auf die geschichtliche Dimension der Problemstellung geworfen.

Je weiter wir zurückgreifen, desto mehr scheint es, als sei die Literatur in einem Idiom verfaßt, das uns nicht mehr vertraut ist. Man erzielt einen Verfremdungseffekt ganz eigener Art, wenn man jemandem eine Stelle aus der *Gantzen Heiligen Schrifft. Deudsch 1545* zum Lesen vorlegt, in der Sprache Martin Luthers also, dem doch nachgesagt wird, die neuhochdeutsche Schriftsprache begründet und in Umlauf gesetzt zu haben[34].

[23]EJn ochsen oder schaf / das vngewönlich gelied / oder [a]wandelbar gelied hat / magstu von freiem willen opffern / Aber angeneme mags nicht sein zum gelübd. [24]Du solt auch dem HERRN kein zustossens / oder zuriebens / oder zurissens / oder das verwund ist / opffern / vnd solt in ewrem Lande solchs nicht thun. [25]Du solt auch solcher keins von eines Frembdlingen hand / neben dem brot ewrs Gottes / opffern / Denn es taug nicht / vnd hat einen feil / Darumb wirds nicht angeneme sein fur euch.

[23]Ein Rind oder ein Schaf, das ein zu langes oder ein zu kurzes Glied hat, darfst du als freiwillige Gabe darbringen, aber als gelobtes Opfer würde es nicht wohlgefällig aufgenommen. [24]Ihr sollt dem Herrn kein Tier darbringen, dem die Hoden zerquetscht oder zerschlagen oder ausgerissen oder abgeschnitten sind. Weder sollt ihr in eurem Lande Tiere so verstümmeln [25]noch solche von einem Fremden kaufen, um sie eurem Gott als Speise darzubringen; denn sie haben einen Schaden, es ist ein Fehler an ihnen, sie würden euch nicht wohlgefällig aufgenommen.

Das Befremden, ja die Ratlosigkeit rührt natürlich vom Wandel der Sprachform im allgemeinen, vom Bedeutungswandel der Wörter im besonderen her. Es fiele leicht, eine Liste mittelhochdeutscher Wörter vorzulegen, deren lautliche Entsprechungen im Neuhochdeutschen erhalten sind, deren Inhalte sich aber gewandelt haben. Noch im 18. Jahrhundert geben Schlüsselwörter wie z.B. Menschheit oder Handlung häufig zu Fehlinterpretationen Anlaß.

Um die «richtige» Bedeutung er-lesen zu können, muß man – der Kernthese von Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* entsprechend (: «Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache»)[35] – den jeweiligen Sprachgebrauch beherrschen. Das aber setzt eine Kenntnis des si-

34 Vgl. 3. Mose 22, 23ff.
35 (Anm. 7), S. 41.

tuativen Kontextes und realen Sachzusammenhangs, kurz: der Lebenswelt, voraus, aus der heraus gesprochen und geschrieben wird. Dieser Grund-Sachverhalt wird beim Erlernen einer Fremdsprache offenkundig. Peter Bichsel hat in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen einen krassen Fall des Versagens berichtet. Er erzählt von einem Freund, der «lange Zeit bei einem Haussa-Stamm in der Sahara verbracht» hat und «zu jenen eigenartigen Menschen (gehört), die man als Sprachgenies bezeichnet.» Trotzdem mußte er «bei den Haussas (...) nach einem Jahr aufgeben» und nach Deutschland zurückkehren, um ihre Sprache an einer Universität zu lernen. Was war der Grund?

> Die Haussas, sagte er, erzählen nur Geschichten. Sie sprechen nicht, sie bezeichnen die Dinge des Alltags kaum, sie reden fast nichts während der Arbeit. (...) Wenn aber die Männer des Stammes zusammensaßen, begann in der Regel der Älteste zu erzählen, und zwar Geschichten zu erzählen – vorgeformte, literarische und überlieferte Geschichten. Er erzählte, um sich und die anderen am Reden zu hindern. An Geschichten aber ist eine Sprache nicht erlernbar. Erlernbar ist sie nur in der Berührung mit der Realität[36].

Die von dem Forschungsreisenden sonst bewährte «Methode des (...) 'natürlichen' Spracherwerbs *mußte* (also) versagen, und das aus dem einfachen Grunde, weil der reale Sachzusammenhang, der Kontext nicht sichtbar war, aus dem heraus gesprochen wurde und aus dem heraus er selbst (...) gewohnt war, die Bedeutung des Gesprochenen, auch in einer ihm zunächst und völlig unbekannten Sprache, allmählich der Spur nach – man sagt wohl: *intuitiv* – zu erfassen und damit die Sprache selbst, genauer den Sprachgebrauch langsam, aber mit der Zeit immer besser zu verstehen»[37].

Was können wir diesem Exkurs in die Bedingungen des Spracherwerbs für unsere Zwecke entnehmen? Ich will mit einer Frage zu antworten versuchen. Ist es nicht so, daß sich auch der Leser der Literatur sogar seiner eigenen Sprache gegenüber bisweilen in einer dem Haussa-Besucher vergleichbaren Situation befindet? Oft genug – und nicht bloß im Rückblick auf die uns ferner gerückte ältere Literatur, sondern gerade auch in bezug auf Texte der literarischen Avantgarde unseres Jahrhunderts, die einen dem convenu entsprechenden referentiellen Bezug nicht mehr ohne weiteres erkennen lassen –: oft genug also hat sich der «Kontext in seinem vollen Sinn, das eingeschlossen *worüber* und *wovon* gesprochen wird, und sogar noch das eingeschlossen, was *nicht* ausdrücklich, oder vielleicht besser: was ausdrücklich *nicht* gesagt, (...) vielmehr *vorausgesetzt* wird»[38], für uns verdunkelt,

36 (Anm. 5), S. 22f.
37 Vgl. B. Allemann: Paul Celans Sprachgebrauch (Ms.), S. 1f.
38 Ebd., S. 2.

wenn es uns nicht gar (mutwillig) vorenthalten wird. Fehlt aber dieser Bezug zur Realsituation, dann verwandelt sich das in Lettern Fixierte leicht in ein Sprachspiel zurück, an dem die lesende Sinn-Verleihung gleichgültig oder schmerzlich versagt. Für die Literatur der Vergangenheit freilich kann man diesen Verlust der Lebenswelt mit Hilfe der historischen Wissenschaften zumindest ein Stück weit ausgleichen. Was aber bleibt uns angesichts eines literarisch-poetischen Sprachgebrauchs, der – wie etwa im Falle Paul Celans – den vertrauten Bezug zu unserer Lebenswelt suspendiert, indem er sich seine eigenen Voraussetzungen zu erschaffen sucht?

Bevor ich dieser Frage nachgehe, sei zur Erholung ein Aspekt eingeschoben, der, obgleich scheinbar abliegend und kurios, doch ein bezeichnendes Licht auf die Sache wirft. Ich meine das Phänomen des Ver-Lesens, das ich allerdings nicht psychologisierend im Sinne der Freudschen Fehlleistung, sondern im Blick auf seine hermeneutischen Implikationen betrachten möchte. Als Beispiel wähle ich Richard Wagners *Meistersinger,* und zwar das Preislied im dritten Aufzug, genauer: dessen blamable Entstellung durch Beckmesser. Sie erinnern sich vielleicht, daß der «Merker», der den verliebten Walther von Stolzing, seinen Rivalen und Mitbewerber um die Gunst Evas, im ersten Akt so hämisch an «Richt und Schnur»[39]: den Regeln des Meistergesanges, hat scheitern lassen, sich zu Beginn des dritten Aktes das Manuskript eines Werbeliedes erschleicht, von dem er – aufgrund der Schriftzüge – anzunehmen berechtigt ist, daß es von Hans Sachs stamme. Dieser läßt ihn in dem Glauben und damit in die Falle gehen. Denn wir sehen zwar – um den unpassenden Vergleich zu riskieren – Esaus Hand, aber hören, anders als Beckmesser, Jakobs Stimme. Es ist nun eine Spielart bitterster Ironie, wenn ebendieses Werbelied, mit dem Beckmesser sein höchstes Glück befördern zu können hofft, zum Grund seines kläglichen Scheiterns wird. Was ist die Ursache dafür?

Vordergründig betrachtet hat Beckmesser das Manuskript offenbar nicht oder genauer: nicht richtig entziffern können, so daß in der alles entscheidenden Situation aus dem ersten Stollen nunmehr in Beckmessers Version folgender «Unsinnswust» wird[40]:

| WALTHER | BECKMESSER |
|---|---|
| «Morgenlich leuchtend in rosigem Schein, | «Morgen ich leuchte in rosigem Schein |
| von Blüt und Duft | von Blut und Duft |
| geschwellt die Luft, | geht schnell die Luft; |

39 Vgl. R. WAGNER: Die Musikdramen, München 1978, S. 399–493; hier: S. 421.
40 Ebd., S. 465ff. u. 487f.

voll aller Wonnen
nie ersonnen,
ein Garten lud mich ein,
Gast ihm zu sein.»

WALTHER
«Wonnig entragend dem seligen Raum,
bot goldner Frucht
heilsaft'ge Wucht,
mit holdem Prangen
dem Verlangen,
an duft'ger Zweige Saum,
herrlich ein Baum.»

WALTHER
«Sei euch vertraut,
welch hehres Wunder mir geschehn:
an meiner Seite stand ein Weib,
so hold und schön ich nie gesehn:
gleich einer Braut
umfaßte sie sanft meinen Leib;
mit Augen winkend,
die Hand wies blinkend,
was ich verlangend begehrt,
die Frucht so hold und wert
vom Lebensbaum.»

wohl bald gewonnen,
wie zerronnen;
im Garten lud ich ein
garstig und fein.»

BECKMESSER
«Wohn ich erträglich im selbigen Raum,
hol Geld und Frucht, –
Bleisaft und Wucht.
Mich holt am Pranger
der Verlanger
auf luft'ger Steige kaum,
häng ich am Baum.»

BECKMESSER
«Heimlich mir graut,
weil es hier munter will hergehn:
an meiner Leiter stand ein Weib; –
sie schämt und wollt mich nicht besehn; –
bleich wie ein Kraut
umfasert mir Hanf meinen Leib;
mit Augen zwinkend –
der Hund blies winkend,
was ich vor langem verzehrt,
wie Frucht so Holz und Pferd
vom Leberbaum.»

Wie haben wir dieses Verlesen zu deuten? Zunächst – und nun doch psychologisierend – so, daß Beckmesser in die Originalversion seine antizipierende, freilich sich selber entlarvende Wunscherfüllung projiziert. Damit aber geht seine entstellend auswählende Sinn-Verleihung fehl, sie bleibt Eisegese, die am «Text selber» nicht kontrolliert ist, weil der Regelpoet bei diesem Lied an eine Grenze der Lesbarkeit für ihn selber stößt. Unsere These lautet deshalb: Die (subjektive) Unfähigkeit Beckmessers, den in Sachsens Zügen fixierten Gesang des wahren Dichters sinnvoll zu entziffern, ist nicht nur in seinem bornierten Vorverständnis, sondern zugleich in der geschichtlichen Unmöglichkeit begründet, von seinen Voraussetzungen her das Neuartige der «seligen Morgentraum-Deutweise», wie Sachs das Preislied tauft, überhaupt zu verstehen. Denn diesen Hinter-Sinn dürfen wir nicht außer acht lassen, daß mit Stolzings Sieg die hergebrachte Meisterregel – und zwar im bezeichnenden Rückgriff auf Walter von der Vogelweide – geschichtlich «überholt» ist, so sehr auch Sachs in seiner Schlußmahnung den versöhnlichen Ausgleich sucht. Beckmessers stets im vertrauten Horizont kreisende Fehlinterpretation, die nur das ihm Naheliegende mißdeutend wieder-erkennen läßt, ist jedenfalls ein sprechender Beleg dafür, wie schwer es ihm fällt, sich auf die für ihn neue Dimension des ganz Anderen,

Unvertrauten oder gar Fremden hin zu öffnen. Und wer weiß, wie oft wir uns schon in diesem Sinne verlesen, «versungen und vertan» haben[41], so wie wir uns ständig (und notwendig) an dem, was in Wahrheit der Fall ist, versehen!

Damit rühren wir an einen Punkt, der die Grenzen der Lesbarkeit aus einem neuen, gelegentlich schon berührten Blickwinkel anpeilen läßt. Wenn Paul Klees treffsicheres Diktum, daß Kunst nicht das Sichtbare wiedergebe, sondern sichtbar mache, auch auf die Dichtung zutrifft, diese mithin etwas sehen läßt, das bisher verborgen und wegen der Fixierung unserer Sehgewohnheiten auf das vordergründig Sichtbare un-sichtbar war, dann entbirgt sich in ihr eine Welt-Ansicht, die Anspruch auf Wahrheit insofern erheben kann, als sie in einer ursprünglichen Wahrnehmung von Welt und Wirklichkeit gründet, die mit unserer konventionellen Weltanschauung bricht. In diesem Bruch mit der Sehgewohnheit ist die Irritation und Verstörung fundiert, die jede Begegnung mit einer ungewohnten Welt-Ansicht bei uns auslöst. Von Alexander von Humboldt stammt der Satz: «Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung der Leute, welche die Welt nie angeschaut haben», sondern – wie zu ergänzen wäre – in ihren Vorurteilen befangen bleiben, indem sie sich bloß an das Vertraute und Sichtbare als an das scheinbar Offenkundige halten.

Demgegenüber will Dichtung unsere Augen für eine durchdringende Schau des Seienden öffnen, uns mithin wahrhaft sehend machen, in einer Weise, wie Rimbaud sie in seinen berühmten «Seher-Briefen» beschrieben hat[42]. Jedes wahre Dichtwerk bezweckt nämlich so etwas wie eine fundamentale Verschiebung unserer Sicht der Dinge in dem Sinne, daß «mit der Erweiterung des Blick-Winkels, der Neueinstellung der Tiefenschärfe (der) Sehraster, durch den (wir) unsere Zeit, (...) (uns) selber wahrnehme(n), sich entschieden verändert», um mit Christa Wolf zu sprechen, die kaum zufällig eine Seherin, nämlich Kassandra, zum thematischen Vorwand ihrer erfolgreichen Erzählung gewählt hat[43]. Radikal gefaßt bewirkt dabei jedes bedeutende literarische Werk einen Wandel der Wahrnehmung, indem es diese vom «Automatismus» befreit[44] und dem Lesenden wieder – wie Peter Handke es gefordert hat – jenen «Widerstand» leistet, der immer dann er-

41 Vgl. ebd., S. 428.

42 Vgl. Französische Poetiken, Teil II. Texte zur Dichtungstheorie von Victor Hugo bis Paul Valéry, hg. v. F.-R. Hausmann, E. Gräfin Mandelsloh u. H. Staub, Stuttgart 1978, S. 190–195.

43 Vgl. Ch. Wolf: Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt u. Neuwied $^{7}$1984, S. 131.

44 Vgl. V. Šklovskij, in: Methodendisskussion. Arbeitsbuch zur Literaturwissenschaft, Bd. I, Frankfurt/M. $^{2}$1972, S. 107f.

lahmt und verlorengeht, wenn eine literarische «Methode (...) zur Schablone geworden» ist[45]. Wenn man also «von einem literarischen Werk eine Neuigkeit für (uns), etwas, das (uns), wenn auch geringfügig, ändert», erwarten darf, «etwas, das (uns) eine noch nicht gedachte, noch nicht bewußte *Möglichkeit* der Wirklichkeit bewußt macht, eine neue Möglichkeit zu sehen, zu sprechen, zu denken, zu existieren»[46], dann stellt jede Dichtung – wenigstens potentiell – einen Paradigmawechsel im übertragenen Verständnis Thomas S. Kuhn's dar: einen Wechsel der Wahrnehmungsweise, der uns veranlaßt, «die Welt (jeweils) anders zu sehen»[47]: ein Anspruch, der sich gelegentlich auch in sich selber überschlagen kann.

Indem wir uns aber lesend der Vielfalt und dem Wandel der poetischen Paradigmen vorurteilsfrei aussetzen, ohne in die Ratlosigkeit eines Beckmesser zu verfallen, nehmen wir gleichsam an einem Gestaltexperiment teil, das uns Einblicke in «das Wesen von Veränderungen in der Wahrnehmung» gewährt. Den Grund-Vorgang eines solchen Experiments möchte ich an einem Beispiel erläutern, das sich vom wissenschaftlichen Diskurs ohne weiteres, wie mir scheint, auf den poetischen übertragen läßt:

> Eine Versuchsperson, der eine Spezialbrille mit Umkehrlinsen aufgesetzt wird, sieht anfänglich die ganze Welt auf dem Kopf stehend. Zu Beginn funktioniert das Wahrnehmungssystem der Versuchsperson in der Weise, wie es ohne Brille zu sehen gelehrt wurde, und das Ergebnis ist eine völlige Desorientierung, eine akute persönliche Krise. Nachdem die Versuchsperson aber gelernt hat, sich der neuen Welt anzupassen, kippt das gesamte Gesichtsfeld um, gewöhnlich nach einer Zwischenperiode, in welcher das Sehbild verworren ist. Danach werden die Objekte wieder so wahrgenommen, wie es vor dem Aufsetzen der Brille der Fall war. Die Assimilation eines vorher anomalen Gesichtsfeldes hat auf das Feld selbst eingewirkt und es verändert. Wörtlich und metaphorisch hat der an Umkehrlinsen gewöhnte Mensch eine revolutionäre Umwandlung des Sehens durchgemacht[48].

Wie, wenn literarische Werke von Bedeutung solche «Umkehrlinsen» wären, die entsprechende Umwandlungen unseres Sehbildes bewirken dergestalt, daß wir einer neuen Welt poetisch ansichtig werden, die für uns deshalb wirklich sein kann, weil sie in einer ursprünglichen Weise wahrgenommen wurde?

Die Probleme, die sich daraus für das Lesen ergeben, sind nur allzu offenkundig. Denn der geforderte Wechsel der Wahrnehmung, der die Welt für

45 Vgl. P. Handke: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt/M. [5]1978, S. 21.
46 Ebd., S. 19f.
47 Vgl. Th. S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt/M. [2]1979, S. 123.
48 Vgl. ebd., S. 124.

uns zunächst auf den Kopf stellt, ist nicht immer leicht nachzuvollziehen. Zu sehr haften wir an der gewöhnlichen Optik oder werden von dem inflationären Reichtum an Aspekten und Prospekten geblendet, um im Blick gerade auch auf die zeitgenössische Literatur immer Schritt halten oder im mediengerecht verordneten Sehtakt bleiben zu können. Die Lesbarkeit der Literatur findet dort ihre natürliche Grenze, wo das Gedicht den Horizont unserer Seh-Gewohnheit so radikal sprengt, daß es vor unseren Augen flimmert. Unverständnis ist die kaum verwunderliche, mitunter durchaus kalkulierte Reaktion, deren vorweggenommener Reflex das elitäre Bewußtsein von Autoren ist, die – wie Kleist oder Nietzsche – im Grunde erst für den Leser der Zukunft zu schreiben vorgeben[49]. Schon früh hat daher Friedrich Schlegel in seinem ironischen Versuch *Über die Unverständlichkeit* «den Entschluß gefaßt, (...) einen andern neuen Leser nach meinem Sinne zu konstruieren, ja wenn ich es nötig finden sollte, denselben sogar zu deduzieren»[50].

Was aber geschieht, wenn die Dichtung nicht länger mehr jene Umkehrlinse ist, die uns in neuartiger Weise Einsicht und Durchblick eröffnet, sondern ein Prisma, das unsern Blick auf die Welt zersägt (das ist die Bedeutung von griech. πρίειν), weil sich diese nur noch gebrochen in ihm reflektiert? Was dürfen wir, als Leser, hoffen, wenn sich die ausgestreuten Bruchstücke überhaupt nicht im ursprünglichen Wortsinn lesen, d.h. sammeln und in einen Verständnisrahmen, sei er auch noch so zukunftsoffen, einfügen lassen, weil sich jenes «Verweisungsganze von Bedeutsamkeit», von dem Martin Heidegger etwa spricht – womöglich aufgelöst hat? Hier öffnet sich uns ein Problemhorizont, den ich nicht annähernd mehr werde ausleuchten können. Dabei denke ich weniger an gewisse Textbilder in der Tradition der visuellen Poesie, die den – unterstellten – Zerfall der Ganzheit der Welt bloß mechanisch abschildern und damit eher wieder verdecken, als vielmehr an Dichter, die man – wie etwa Hölderlin, Trakl oder Celan – vielfach irrtümlicherweise in die hermetische Überlieferung eingereiht hat. Handelt es sich doch in diesen Fällen gerade nicht um Kultivierung eines Geheimwissens, das man zum Schutz vor Profanierung künstlich verschlüsselt, so daß nur der Adept und Esoteriker das unter Verschluß Gehaltene wieder entschlüsseln kann, sondern um ein Dichten, dem die Un-Möglichkeit einer befreienden Sicht auf die Welt oder gar eines verstehenden

49 Vgl. H. v. KLEIST: Briefe 1805–1811. Lebensdaten, München 1964, S. 57 samt Goethes gereiztem Hinweis auf das sprichtwörtliche «hic Rhodus, hic salta»; oder Nietzsche II 259 u. 770.

50 Vgl. F. SCHLEGEL, in: Athenäum. Eine Zeitschrift 1798–1800, II, ausgew. u. bearb. v. C. GRÜTZMACHER, Reinbek bei Hamburg 1969, S. 238.

Durchblicks auf sie schmerzhaft eingeschrieben ist, ohne deshalb zum Wahnsinn, zur Toxikomanie oder Psychopathologie als einem asylum ignorantiae die allzu bequeme Zuflucht zur Erklärung jener «Dunkelheiten» nehmen zu müssen, denen wir uns bei den genannten Dichtern zweifellos ausgesetzt sehen.

Hölderlin scheint dabei jener Krisenfall zu sein, wo sich die Erkenntnis einer – noch metaphysisch begründeten – Deutungslosigkeit (und damit Unlesbarkeit) der Welt poetisch zu artikulieren beginnt, und zwar besonders eindrücklich in jenen, den ungelöschten «Aufruhr» (STA 2,222,10) beleuchtenden Trümmern der hymnischen Entwürfe, deren Bruchstückhaftigkeit wohl kaum nur durch den Ausbruch einer akuten Psychose bedingt, sondern gewiß auch Reflex eines «Zerbrechens» und «Zerreißens», d.h. der Zerstörung des Zusammenhangs von Himmel und Erde, Göttern und Sterblichen ist, angesichts derer «der Drang nach übersichtlicher Darstellung (Entzifferung und Interpretation) seine Grenze an der natürlichen Unübersichtlichkeit (weil Unleserlichkeit) der Sache selbst (findet)»[51].

Dieser Krisenfall, der zugleich die scheinbar selbstverständlichen Voraussetzungen des hermeneutischen, auf Sinn-Verstehen bedachten Ansatzes fundamental in Frage stellt, braucht hier nicht anders mehr denn in der Art eines Concetto flüchtig illustriert zu werden. Konnte Hölderlin von Rousseau noch, der «weissagend» – wie der Dichter – «seinen kommenden Göttern voraus(fliegt)», sagen:

> Vernommen hast du sie, verstanden die Sprache der Fremdlinge,
> Gedeutet ihre Seele!
> (STA 2,13,29f.),

so beginnt sich in der Hymne *Am Quell der Donau* das Haupt allmählich zu umwölken (: «Da staunen wir und wissens nicht zu deuten», STA 2, 128, 105f.), bis es in *Mnemosyne* dann heißt: «deutungslos/ (...) sind wir und haben fast/ Die Sprache in der Fremde verloren» (STA 2, 195, 1ff.). Hatte der Dichter in *Dichterberuf* sich «gern (...) zu anderen (noch) (gesellt)», «damit verstehn sie helfen» (STA 2, 48, 59ff.) (: z.B. jene «Göttersprache, das Wechseln/ Und das Werden», STA 2, 111, 292f.), so lautet in dem Bruchstück *Wenn aber die Himmlischen...* das resignierte Eingeständnis: «sie aber/ Verstehen es nicht» (STA 2, 223, 34f.). Ein anderer hymnischer Entwurf läßt das volle Gefälle – auf knappe, wenngleich etwas blasse Formeln gebracht – sehen: «Einst hab ich die Muse gefragt, und sie/ Antworte-

51 Vgl. B. Allemann, zit. bei D. Uffhausen: Friedrich Hölderlin. Das Nächste Beste. Aus dem Homburger Folioheft (S. 73–76), S. 3. Hölderlin-Zitate beziehen sich künftig auf die Große Stuttgarter Ausgabe (= STA).

te mir/ Am Ende wirst du es finden.» Doch in harter, asyndetischer Fügung fährt Hölderlin, die soeben ergangene Zusage dementierend, fort: «Kein Sterblicher kann es fassen» (in den Varianten lesen wir auch: (1) b/*egreifen* (?)/, (2) verst/*ehen*/). «Vom Höchsten will ich schweigen» (ST 2, 220, 2ff. sowie 853, 18ff.), nachdem er *Der Prinzessin Auguste von Homburg. Den 28. Nov. 1799* gegenüber noch bekannt hatte:

> «(...) Beruf ist mirs,
> Zu rühmen Höhers, darum gab die
> Sprache der Gott und den Dank ins Herz mir» (STA 1, 312, 26ff.),

(was sich auch in diesem Huldigungsgedicht durchaus nicht nur auf die «Fürstin» [ebd. 311, 14] bezieht).

Man braucht nicht einem modischen «Kult des Fragmentarischen» verfallen zu sein[52], um zwischen diesen selbstgewissen Versen und jener Diagnose des drohenden Sprachverlustes in *Mnemosyne* eine Bruch-Linie verlaufen zu sehen, die die hymnischen Entwürfe zu Dokumenten eines Scheiterns werden läßt, in welchem sich aber nicht etwa ein subjektives Versagen, sondern objektiv ein Struktur-Zwang offenbart, der in die poetisch nahezu einzigartige Artikulationsspur des späten Hölderlin als Zerfall der Welt in Wahrnehmungs-Fragmente eingegraben ist. Eingedenk dessen könnte der so luzide verkündete Anspruch Hölderlins in dem Entwurf *Das Nächste Beste:*

> und mich leset o
> Ihr Blüthen von Deutschland, o mein Herz wird
> Untrügbarer Krystall, an dem
> Das Licht sich prüfet[53],

nicht zuletzt deshalb zweideutig scheinen, weil aus dem Licht inzwischen – und weltgeschichtlich betrachtet – die hesperische Nacht geworden ist, jenes «Dunkel», in dem sich auch Georg Trakl als «ein umnachteter Seher» wiederfinden wird[54], dem nicht mehr – wie noch dem Propheten Johannes in Hölderlins Hymnen-Entwurf *An die Madonna* – «Der Zunge Gewalt,/ Zu deuten», gegeben war (STA 2, 212, 31ff.), sondern nur noch, Gesichte vom Zerbrechen des Menschen zu haben[55] als Reflex einer Erfahrung, von der Trakl seinem Freund und Förderer Ludwig von Ficker bewegende Kun-

52 Ebd., S. 2.
53 Ebd., S. 13.
54 Vgl. G. Trakl: Das dichterische Werk, München [4]1977, Traum und Umnachtung, S. 80–84; hier: S. 83.
55 Vgl. ebd., S. 94, 173, 175, 178, 184, 192 u.ö.

de gegeben hat: «mein Leben ist in wenigen Tagen unsäglich zerbrochen worden und es bleibt nur mehr ein sprachloser Schmerz, dem selbst die Bitternis versagt ist (...). Es ist ein so namenloses Unglück, wenn einem die Welt entzweibricht. O mein Gott, welch ein Gericht ist über mich hereingebrochen.»[56] Daß Trakl diesem namenlosen Unglück und sprachlosen Schmerz: der ganzen Unsäglichkeit seines In-der-Welt-seins gleichwohl ein seherisches Wort: seine Vision, abgewonnen hat, läßt die Paradoxie des poetischen Sprechens unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts offenbar werden, die eben darin besteht, daß der Dichter dem Unsagbaren sagend ent-sagt, entsagen muß, weil ihm der erhellende, darum allein sag-, les- und deutbare Durchblick ver-sagt bleibt. Denn: «Es ist steinernes Dunkel hereingebrochen»[57]:

Ein Dunkel, aus dem noch Paul Celan den Ausweg gesucht hat mit seiner poetischen «Flaschenpost», die auf etwas zuhält, nicht zuletzt auf die ihr vielleicht zukommende Deutung, die sich uns oft genug deshalb versagt, weil die Dichtung Celans selber noch «unterwegs» ist, ohne genau schon zu wissen, ob die gesuchte Wirklichkeit «ansprechbar» ist oder nicht[58]. Sinnvolles Lesen kann hier, der Etymologie von «Sinn» entsprechend, nur heißen: der Richtung nachgehen, in welche die Artikulationsspur weist. Vielleicht öffnen sich dann jene «Sichttunnels, in/ Den Sprachnebel geblasen»; vielleicht finden wir die Orientierung und Halt gewährenden «Lesestationen im Spätwort» einer Sprache, die in dem letzten, bezeichnenderweise *Lichtzwang* heißenden Band des Dichters als «Finster-Lisene» beschworen wird, die uns allenfalls «Hörreste, Sehreste» vernehmen und buchstabieren läßt[59].

Und doch ist dieses rätselhafte Versagen und Versagtbleiben einer sinnstiftenden Deutung als poetische Ent-sprechung jener Verdunkelung der Zeit und Welt, von der Celan, Trakl oder Hölderlin zeugen, nicht das letzte Stadium unseres Erkundungsganges an die Grenzen der Lesbarkeit. Der Grenzfall kommt etwa - zumindest äußerlich betrachtet - im zentralen sechsten Abschnitt von Jürgen Beckers *Rändern* in Sicht[60], der aus vier «unbeschriebenen Blättern» besteht[61]. Es gibt also nichts mehr zu entziffern, nicht einmal etwas auswählend und sammelnd aufzuheben. Dennoch läßt

56 Vgl. G. Trakl: Dichtungen und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. W. Killy u. H. Szklenar, 2 Bde., Salzburg 1969, I, S. 529f.
57 Ebd.
58 Vgl. P. Celan: Ausgewählte Gedichte. Zwei Reden. Nachwort v. Beda Allemann, Frankfurt/M. ⁷1977, S. 128f.
59 Vgl. ders.: Lichtzwang. Gedichte, Frankfurt/M. 1970, S. 89, 98, 101 u. 7.
60 (Anm. 32), S. 57ff.
61 (Anm. 58), S. 46.

diese «typographische Leere» als neueste(.) Ausprägungsform der alten 'page blanche'»[62] sich «lesen» und verstehen. Ist sie doch – wie Peter Handke kritisch im Blick auf die leere Bühne Samuel Beckett's herausgestellt hat – ein «Bild von einer anderen Leere. Die Leere dieser Seiten «bedeutet» etwas. Und wir dürfen uns aussuchen, ob sie ein Sinnbild des «leeren Geredes» oder jenes «vielsagenden Schweigens» sein soll, das «etwas aussagt», auch wenn es vorgibt, «nichts auszusagen»[63]. Wir machen mithin die Erfahrung, daß selbst die présence absente des Nichts und der Leere von dem Bedürfnis nach Sinn-Verleihung unwiderstehlich eingeholt wird, obschon der Verzicht als Kunst des Versagens affirmativer Sinn-Aneignung mitunter redlicher wäre. Jedenfalls sollte das fortwährende Befremden, das für den Fremdsprachen-Unterricht ebenso bestimmend zu sein scheint wie für das In-der Welt-sein im ganzen, als willkommene Chance ergriffen werden, das Fremde in seiner Fremdheit anzuerkennen und zu dulden, indem wir uns wenigstens auf das Eigene als das (scheinbar) Vertraute und Heimische zu verstehen lernen.

62 Vgl. K. Krolow: Verstummen, Schweigen und Leere im zeitgenössischen deutschen Gedicht, in: ders.: Aspekte zeitgenössischer deutscher Lyrik, Gütersloh 1961, S. 165; außerdem: J. Söring: Sprach-Reflexion und Sprach-Denken. Martin Heidegger und die Konkrete Poesie, in: POETICA 16, 1984, S. 110–137.

63 Vgl. P. Handke: Stücke 1, Frankfurt/M. 1972, S. 22 u. 39.